

**Zeitschrift:** Zürcher Illustrierte  
**Band:** 7 (1931)  
**Heft:** 9

**Artikel:** Bumerang  
**Autor:** Lerbs, Karl  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-752762>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 14.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# BUMERANG

EINE ROMANTISCHE ANEKDOTE VON KARL LERBS

NACHDRUCK VERBOTEN

Da in unserm nüchternen Zeitalter kein vernünftiger Mensch mehr Philander heißt, so wollen wir aus Zartgefühl mit diesem Namen den hübschen jungen Mann benennen, der eben jetzt von einer kleinen Reise zurückkehrt — in der vierten Klasse, denn er ist scheußlich arm; und allein, denn seine schöne Begleiterin ist ihm unterwegs davongelaufen. Einerlei — er schreitet beschwingt daher und lächelt, wie nur ein Mensch mit leeren Taschen und vollem Herzen lächeln kann, der die Hauptgestalt in einer romantischen Geschichte ist. In der Hand hat er einen nicht mehr ganz neuen, aber vortrefflich erhaltenen Handkoffer, den er vor Jahren von seinem unbegüterten und fromm verstorbenen Oheim Eusebius als dessen einziges Vermächtnis ererbt hat. Sage niemand, daß es uns nichts angeht, was dieser Koffer enthält — es ist nötig, daß wir es wissen. Er enthält ein Hemd, das der anspruchsvolle Leser verschmähen würde, obschon es sauber ist; zwei Papierkragen, Strümpfe, ein Stück Seife, Hölderlins Gedichte; grüne Morgenschuhe, die mit sehr roten Rosen bestickt sind, und die Handschrift von Philanders «Liedern an eine Blonde», die er sehr schön findet, obschon ihm, während und weil er sie dichtete, die Blonde davonlief.

Da ist er also durch eine braungoldene Herbstlandschaft gefahren und hat sich an sacht verfärbten Wiesen, farbflamenden Wäldern und grauen Gewässern gefreut. Nun läßt er sich von hastigen Geschäftsleuten und plumpen Bäuerinnen durch die Bahnsteigsperrung knuffen; entdeckt, den Schritt verhaltend, in der Mitte seines Innern ein Unlustgefühl — und gelangt dazu, es als Hunger zu erkennen. Er klaubt aus seinen Taschen ein paar Groschen zusammen, tritt an den Schanktisch im Wartesaal und kauft sich Früchte, die er, süßen Saft lustvoll schlürfend, zu verzehren beginnt. Seinen Handkoffer hat er neben sich an die Erde gestellt. Als er, gesättigt, das letzte Kerngehäuse vorschriftsmäßig in den dafür bestimmten Korb geworfen hat, greift er zuversichtlich nach seiner Handtasche. Holla, aber da greift er vergebens. Die Tasche ist fort. Wer hat sie gestohlen? «Man», müssen wir sagen; denn alle Leute, die in der Nähe sind, haben oder machen harmlose Gesichter, und soviel wir auch mit Philander umherspähen — wir sehen viele, denen wir den Diebstahl zutrauen möchten, aber keinen, dem wir ihn beweisen können.

Was tut Philander? Er geht zur Polizei. Zwar hat er noch niemals Steuern bezahlt, Strafbares gebüßt oder sein Wahlrecht ausgeübt, aber er fühlt sich trotzdem plötzlich als Staatsbürger. Er hat Vertrauen zur Polizei. Sie ist unfreundlich, aber gerecht; sie wird es mißbilligen, daß man einem armen Hansguckindieflust seine einzige Habe stiehlt, und sie wird ihm die Habe wieder herbeischaffen. Sie mißbilligt es auch; aber vom Wiederherbeischaffen ist einstweilen nicht die Rede, sondern von Philanders Personalien, seinem Vorleben, Bildungsgang, Elternpaar und Reisezweck. Als Philander in seiner Verwirrung auch von der Blondine spricht, feixt der Beamte und will auch über sie alles wissen, obzwar sie, wie gesagt, davongelaufen ist. Dann ist

von einem Protokoll die Rede und vom Inhalt der Tasche, wobei der Beamte abermals feixt; hierauf muß Philander alles unterschreiben. Ja, sagte der Beamte wichtig — das ist eine Kofferfalle gewesen; und er beginnt, auf Philanders fragenden Blick antwortend, die Sache zu erläutern: Das ist ein Handkoffer, nicht wahr, unter dem man den Boden weggeschnitten hat; statt dessen hat man an den untern Rändern Metallstäbe angebracht, die, wenn man auf einen kleinen Hebel oben am Bügel der Tasche drückt, hervorschießen und sich unter dem Hohlraum verschränken. Man setzt das Ding wie eine Käseglocke ganz harmlos im Gehül über die Tasche eines Reisenden, die man stehlen will, drückt auf den Knopf, hat die Beute wie eine Maus in der Falle und geht zufrieden weg. Niemand kann etwas sehen. Niemand, denkt Philander mit nie gekannter Bitterkeit — vor allem die Beamten nicht. Und er geht, ohne den schuldigen Dank zu entrichten.

Da sitzt er nun, seht ihr, in seiner häßlichen, aber romantischen Dachstube und sieht die Sonne und die letzten Schwalben nicht, sondern verwühlt sich in finstere Gedanken. Es gibt so viele Leute, die es verschmerzen können, wenn man sie bestiehlt; er kann es nicht verschmerzen. Wo blieb die höhere Gerechtigkeit, als es galt, die Hand des Diebes zu lenken? O, man kann dieser höheren Gerechtigkeit nicht zu Leibe; aber der irdischen, dieser blinden Schnecke, kann man höhnisch eine Nase drehen. Und wie? Wir müssen befürchten, daß der sanfte Philander zur Hyäne wird. Kein Gedanke an Brandstiftung und Amoklauf; aber das kranke Feuer der sogenannten fixen Idee flackert in seinen Augen. Er wird ein Pirat auf den Bahnhöfen werden, ein Störtebeker im Landverkehrsweesen, ein Michael Kohlhaas in bezug auf Handtaschen. Seht: Er sucht mit zitternden Fingern in der wackligen Kommode sein letztes Geld zusammen; er geht zum Trödler und kauft sich einen großen, bieder aussehenden Handkoffer. Er entsinnt sich einst geübter Bastelkünste und macht sich zu Hause daran, den Boden des Koffers wegzuschneiden. Statt dessen bringt er an den untern Rändern Metallstäbe an, die, wenn man auf einen kleinen Hebel oben am Bügel der Tasche drückt, hervorschießen und sich unter dem Hohlraum verschränken werden. Er macht die Probe auf die Zuverlässigkeit dieser Kofferfalle mit Hilfe seiner alten Fußbank und verläßt dann am anderen Abend mit der Tasche das Haus, die verzweifelte Entschlossenheit des Wahnsinns im Blick.

Aber es ist Methode in diesem Wahnsinn. Philander — wer hätte das gedacht? — handelt wie ein alter, erfahrener Zunftfachmann. Er betritt, Angst- anwandlungen kräftig hinunterschluckend, den Bahnsteig, wo der Nachtschnellzug nach Berlin abfahren wird; er durchwandelt gelassenen Schrittes die dichtgedrängte Menge der wartenden Reisenden und macht ein Gesicht dabei, als wäre die Benutzung von Nachtschnellzügen ihm 'eine alltägliche, abstumpfende Gewohnheit. An dem Eisengeländer, das den Schacht der Bahnsteigtreppe begrenzt, stehen viele Koffern und Handtaschen in allen Größen, mit und ohne Aufsicht. Philander wählt hastig eine

davon, die in der Größe passend erscheint, für sein Probestück; pirscht sich heran; setzt seine Kofferfalle darüber; drückt auf den Hebel und hört das leise Klicken des einschnappenden Metalls; wartet einen Augenblick voll herzabdrückender Spannung und nimmt dann, mit einer gemurmelten Bemerkung, als hätte er sich in der Richtung geirrt, die Beute auf. Er hat Glück: Eben läuft auf der andern Seite des Bahnsteigs ein Zug ein; so kann er sich unauffällig unter die Ausgestiegenen mischen und sich von der niederschwappenden Woge in den Treppenschacht spülen lassen. Mit zitternden Knien, schweißbedeckt, kreisende Feuerräder vor den Augen, aber, ach, voll wilden Triumphes verläßt er den Bahnhof.

In der Nähe ist ein kleiner Park, und darin steht, verborgen in einem Gebüsch, aber beleuchtet von einer Laterne, eine einsame Bank. Da läßt sich Philander nieder, der Kälteschauer in der nassen Abendluft nicht achtend, und befreit voll gieriger Spannung seinen Raub aus dem Käfig. Warum zuckt er, als er die gestohlene Tasche genauer betrachtet, zusammen? Warum reißt er sie mit einem knirschenden Ruck auf und zerrt den Inhalt mit bebenden Fingern heraus? Warum lacht er so schrecklich, daß wir uns besorgt umschauen, ob auch niemand es hört? Betrachten wir den Inhalt; vielleicht erhalten wir Aufklärung. Da ist ein Hemd, das wir kennen; aber es hat Gesellschaft bekommen in Gestalt eines zweiten, das auch der etwa nicht anspruchsvolle Leser verschmähen würde. Da sind Hölderlins Gedichte; die uns geläufige Zahl der Papierkragen hat sich auf einen verringert, aber die Strümpfe sind noch da; auch die grünen Morgenschuhe mit den sehr roten Rosen fehlen nicht; ebensowenig die Seife, wenn sie auch etwas kleiner geworden ist; zu den «Liedern an eine Blonde» hat eine fremde Hand schauerlich gemeine Randzeichnungen gemacht und ihnen die Aufzählung des gesamten legitimen und illegitimen Besitzstandes der Wirtin an der Lahn nachgefügt. Und schließlich findet sich noch ein dickes Buch, aus dem man sich über die Geheimnisse der Nonnenklöster unterrichten kann. Hat etwa Philander die entwundene Tasche seines Oheims Eusebius wiedergestohlen, in dem Augenblick, wo der Dieb damit hinwegreisen wollte? Wir können es nicht bezweifeln.

Da sitzt nun Philander, seht ihr, auf der Bank, hat die Hände vors Gesicht geschlagen und läßt durch die Finger zornige Tränen tropfen. Wohl hat er der irdischen Gerechtigkeit eine Nase gedreht, aber von der höheren hat er dafür eine schmerzende Ohrfeige bekommen. Und er sieht ihren schulmeisterlich erhobenen Zeigefinger, wie sie spricht: «Es hat gar keinen Zweck, daß du dich in den Abgrund des Verbrechens hinabschleuderst, Philander; ich will dich da nicht haben, und ich werfe dich mit starker Hand in die Ebene deiner Bestimmung zurück. Bleib bei deinem Leisten — und schreib zur Strafe bald die ‚Lieder an eine Blondine‘ ab, damit sie wieder eine anständige Verfassung bekommen.»